



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Brief.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Regiment in Frankreich, welches die Verfasserin in mannigfacher Beziehung ein eisernes nennt, scheint die Absicht zu haben, die historische Physiognomie der guten Stadt Paris, die ihr bisher in den Augen der meisten Reisenden einen so eigenthümlichen Reiz gab, vollständig zu verwischen, und bei der strengen Consequenz, die es in allen seinen Handlungen entwickelt, ist nicht daran zu zweifeln, daß ihm diese Absicht gelingen wird. Es ist daher sehr interessant, den Uebergangsmoment, wenn auch nur in einer flüchtigen Darstellung, fixirt zu sehen. Paris wird eine moderne, vielleicht eine schöne Stadt werden, aber es wird nicht mehr das alte Paris sein, wenn die langen, breiten und geradlinigen Straßen das bisherige Labyrinth der engen Gassen und Plätze werden durchbrochen haben. Auch diese locale Umgestaltung ist ein Bild der neuen Herrschaft. Das neue Kaiserthum ist wie das alte ganz modern, militärisch und mathematisch; die Zweckmäßigkeit geht ihm über alles romantische und historische Interesse. Wer wollte es ihm verargen? Es ist ein Proceß, der nothwendig einmal durchgeführt werden muß, und je schneller und energischer man ihn zu Ende bringt, destoweniger wird man die unangenehmen Uebergangsmomente verspüren.

Wir haben diese eine Seite des Buches hervorgehoben, weil sie charakteristisch ist, weil sie es am deutlichsten von den vorhergehenden Reiseberichten unterscheidet. Im übrigen finden wir alle Gegenstände wieder, die sonst der ausschauungslustige Tourist zu behandeln pflegt; Bilder, Statuen, Volksleben, Festlichkeiten, Theater, Salon u. s. w. in der gemüthlichen, poetischen Weise, die man an der Verfasserin gewohnt ist und auch nicht ohne die Ueberladungen des Stils, in die sie sonst zuweilen verfällt. Vielleicht wird unser Pariser Correspondent, der sie aus eigner Anschauung controliren kann, berichtend oder anerkennend, das eine oder andere hinzuzufügen haben. —

Pariser Brief.

Wenn wir gewisse preußische Zeitungen anhören, kreist der diplomatische Berg wieder, und haben die Elihu Burrits der Talleyrandschen Schule neue Hoffnungen. Flüstert man uns doch geheimnißvoll in die Ohren, daß der König Leopold sich bloß darum nach Calais sehne, weil er eine selbst vor seinem verantwortlichen Rathe geheimgehaltene Mission habe. Die französischen und englischen Journale mögen noch so kriegerische Leitartikel in die Welt schicken, gewisse Diplomaten in der Rue de Lille lächeln ironisch und sehen den Frieden schon vor der Thüre.

In Spanien hat die Entfernung der Königin Christine der dortigen Regierung auch fröhlichere Ausichten eröffnet. Es ist eine ausgemachte That-

sache, daß Kaiser Napoleon den spanischen Ministern den Muth gegeben, die Flucht Christinens zu unterstützen. Er hat an Königin Isabella geschrieben und sie gebeten, Espartero zu wissen zu geben, daß nach seiner Ansicht an Wiederkehr der Ruhe nicht eher zu denken, bis Christine aus dem Lande sei. Wir glauben, er hat wieder den Nagel auf den Kopf getroffen und wir haben schon früher unsre Bewunderung darüber ausgesprochen, daß sich die neuen Minister nicht gleich in den ersten Tagen diese Verlegenheit vom Halse geschafft haben. Espartero wünschte dies sehnlichst, aber er wagte es nicht, ohne sichern Rückhalt einen so gewagten Schritt auszuführen. Der Herzog scheint sich überhaupt mit mehr Geschick in seine Aufgabe zu fügen, als man von ihm erwartet hatte. Aus intimen Mittheilungen, die wir aus sehr guter Quelle schöpfen, war Espartero von vornherein darauf vorbereitet, jede Erbschaft der Revolution zu übernehmen, aber zugleich fest entschlossen, einmal zur Regierung gelangt, dieser nicht eine Richtung zuzumuthen, welche ihrer Natur wesentlich widerstreitet. Er hat dies auch seinen Freunden unter den avancirtesten Progressisten zu verstehen gegeben. Als diese sich verwundert über einige Deprimierungsmaßregeln seines Cabinets aussprachen, erwiderte er: „Verlangt von meiner Regierung nicht, was dem Charakter einer jeden fremd sein muß. Ihr habt das Land während zwei Wochen in eurer Gewalt gehabt — das revolutionäre Banner war aufgepflanzt — ihr konntet gehen, soweit euch euer Patriotismus nur treiben mochte. Was habt ihr gethan? Und jetzt verlangt ihr von einer mehr oder minder wohlorganisirten Regierung, daß sie sich gebeude, als ob sie hinter den Barrikaden stände! Das ist ein Unsinn, zu dem ich mich niemals verstehen werde. Unsre Aufgabe zu unsrem Heile und zum Heile unsres Landes ist es jetzt, die Constitution aufrecht zu erhalten. Für diese findet ihr mich bereit einzustehen, alles andere kommt zu spät oder zu früh.“ Diese Vorstellungen scheinen gewirkt zu haben, und wenn auch die Aufregung noch im Herzen des Landes kocht, so haben sich doch auch viele der eifrigsten Progressisten, welche selbst vor der Republik nicht zurückgeschreckt wären, aufrichtig Espartero angeschlossen. Diesem Umstände mag es zuzuschreiben sein, daß Berichte von Personen, die sonst sehr beunruhigend gewesen, nun zuversichtiger geworden. Man hofft, die Regierung werde das Land ohne bedeutende Ruhestörung bis zum Zusammentritte der Cortes erhalten und es fragt sich bloß, wie und ob diese ihre Aufgabe verstehen.

Der Kaiser ist ohne officiellen Empfang von seiner Badereise nach Paris zurückgekommen und hat sich erst bei der Eröffnung der großen Oper gezeigt. Madame Stolz, nachdem sie die Ueberreste ihrer Stimme und ihres Talentes in beiden Welttheilen herumgeführt, ist wieder die Primadonna der kaiserlichen Akademie geworden. Ihr Spiel ist das berechnende, effectgewisse geblieben und

auch die alte Hinneigung zu einiger Coullissenreißerei ist weder in Brasilien noch in Californien geblieben. Die Stimme hat ein wenig gelitten und ist besonders in den höhern Lagen etwas dünner geworden. Aber so wie sie heute ist, ziehen wir sie in künstlerischer Beziehung ihrer Nebenbuhlerin, Fräulein Corneille vor, obgleich diese von der Natur begabter scheint. Bei Gelegenheit dieser ersten Vorstellung zeigte der Staatsminister, daß er en maître absolu vorzugehen geneigt sei und die Journalistenwelt sah mit Erstaunen, daß ihre Plätze dem zahlenden Publicum preisgegeben wurden. Die Herren Feuilletonisten, selbst die musikalischen Kritiker der halbofficiellen Blätter mußten sich dazu verstehen, ihren Eintritt zu bezahlen. Sie können sich vorstellen, was das für einen Lärm gab — man versammelte sich noch am selbigen Abend im Foyer und alles kam überein, die Oper förmlich in den Bann zu thun und nicht mehr von ihr zu sprechen. Sogar Mirès, der Unternehmer des halbofficiellen Enthustasmus, gab seine Einwilligung zu der Grève der beleidigten Journalisten. Es fing selbst dem allmächtigen Staatsminister an bange zu werden und er ließ schon Freitag die Journale durch den Sicherheitsdirector Collet Meygret beruhigen und um Verzeihung bitten. Es sei blos ein Mißverständnis gewesen und solle nicht mehr vorkommen. Die Administration sei beauftragt, den gerechten Ansprüchen der Presse Rechnung zu tragen. Hiermit ist auch alles wieder ausgeglichen und die musikalische Kritik wird uns von der Pracht, von der Herrlichkeit, von den musikalischen Fortschritten der Oper unter der neuen Leitung spaltenlange Reclamen vorplaudern. Was uns betrifft, sind wir nach der ersten Probe nicht geneigt, mit in dieses Lob einzustimmen, und mit Ausnahme der Primadonna wüßten wir kaum auch nur eine Person zu nennen, welche den Anforderungen nur zum Theil entspräche, die man an ein Institut zu stellen berechtigt ist, das sich grand opéra de Paris und noch obendrein académie impériale nennt. Das Wappen auf dem Anschlagzettel mag wol die Occupation eines herrenlosen Gutes bezeichnen, es ist aber keine Verdienstmedaille.

Der Kaiser ist am Tage nach der Eröffnung der Oper ins Lager gereist. Er wird sich dort bis zum funfzehnten aufhalten, um sich dann nach Bordeaux zu begeben, wo er und seine schöne Gemahlin eine Einladung zu einem Balle angenommen hat. Der Hof wird dann nach Paris zurückkehren und den Herbst im Schlosse von Fontainebleau unter Jagdfestlichkeiten zubringen. Es wird dort auch an einem neuen Theater gebaut, weil die Königin das Schauspiel allen andern Zerstreuungen vorzieht, das alte aber erschten nicht groß genug. Von der Kaiserin hören wir, daß sich ihr Gesundheitszustand um vieles gebessert habe. Als wir vor einigen Jahren diese Dame den vielen Verleumdungen gegenüber in Schutz nahmen, die man über sie zu verbreiten suchte, hatten wir es ausgesprochen, daß trotz der anfänglichen Opposition die

öffentliche Meinung endlich dem Kaiser recht geben müsse. Jetzt ist unsre damalige Voraussetzung zur Wahrheit geworden, die Spottgedichte auf eine unschuldige Person haben aufgehört und man spricht von der Kaiserin gar nicht mehr, und das ist das größte Lob, das man einer Frau nachsagen kann. Selbst die politischen Gegner Louis Napoleons fühlen es endlich, daß es grausam und von schlechtem Geschmacke zugleich sei, ihren Spott gegen eine Frau zu wenden. Man muß ihr auch den Takt zusprechen, daß sie sich bisher in die politischen Angelegenheiten gar nicht gemengt, wenigstens nicht auf offenkundige Weise, und daß sie ihren Einfluß, soviel bekannt geworden ist, blos im Interesse einer Amnestie für die Exilirten geltendzumachen versucht hatte. Da bekannt ist, daß Louis Napoleon mit unverkennbarer Leidenschaft seiner schönen Frau zugethan ist, weiß man ihr Dank für diese Zurückhaltung. Louis Napoleons Charakter mag wol mit zu dieser bescheidenen Mäßigung seiner Frau nicht wenig beitragen. Er liebt seine Frau, aber er ist darum keine so mittheilsame Natur, wie Ludwig Philipp. Dieser betrachtete seine Familie als seinen natürlichen Regierungsrath und seine bürgerliche Anschauung verleugnete sich auch in dieser Beziehung nicht. Es kam keine wichtigere Angelegenheit vor, über die nicht seine Schwester, seine Frau, der Herzog von Orleans solange er lebte, der Herzog von Nemours u. s. w. zu Rathe gezogen worden wären. Dr. Veron theilt im jüngst erwähnten vierten Bande seiner Memoiren eine höchst charakteristische Anekdote mit. Guizot wünschte, der König sollte der Königin Christine einen Besuch in ihrer Wohnung in der Rue Courcelles abstatten und schickte ihm einen Botschafter in die Tuilerien, um diese Bitte zu erwirken. Der König billigte den Vorschlag und ließ Guizot dies wissen — doch besann er sich wieder und ließ die Königin holen. Der Botschafter mußte seinen Auftrag mit den Motiven Guizots wiederholen und diese Scene erneuerte sich mehrmals, indem Louis Philipp nach und nach Madame Adelaide, den Herzog von Nemours u. s. w. zu sich bitten ließ. Von einer solchen Expansivität besitzt Ludwig Napoleon nichts — er ist, wie jedermann weiß, ein sehr schweigsamer Mann. Wenn in Paris doch alles bekannt ist, was am Hofe und bei der Regierung vorgeht, so liegt dies an der neugierigen und zugleich mittheilsamen Natur der Franzosen und weil die Frauen noch immer nicht aufgehört haben, eine politische Rolle zu spielen. Die Frauen sind auch das Element, welches die verschiedenen Parteien miteinander in Rapport erhält, ohne daß diese es selbst wissen. Louis Napoleon, der den Charakter der Nation kennt, ist für seine Person nur noch behutsamer und was er verborgen wissen will, davon erfahren auch selbst seine Minister und intimsten Freunde nichts. Wenn sich die Franzosen so gut kennen, wie sie ihr gegenwärtiger Kaiser kennt, würden sie sich weislich vor jeder Conspiration hüten, abgesehen von der Polizei, die ein selbstgeladener Gast bei solchen Anlässen zu sein pflegt.

Ich möchte meinen heutigen Brief nicht schließen, ohne Ihnen einige Worte über Salvandys jüngste Rede in der Akademie zu sagen. Sie wissen, es handelte sich um jährliche Vertheilung des Monthyonschen Tugendpreises. Wir haben bei mehreren Gelegenheiten bemerkt, daß es unter den bankrotten Staatsmännern Ludwig Philipps Mode geworden ist, in ihrer Reaction gegen die Aufklärung soweit zu gehen, daß sie sich mit den Obscuranten der Restauration begegnen. So haben sie sich auch sämmtlich in der Treitmühle getroffen, die man Fusion nennt. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel. Der Puritaner Guizot spricht dem Katholicismus das Wort, Villemain ist fromm geworden wie ein Kapuziner und Salvandy tritt seinen Gefährten würdig an die Seite, gegen das 18. Jahrhundert in die Schranken. Bisher fehlte blos Thiers im geistreichen Kreise. Es wird genug an ihm gearbeitet, aber er ist ein hartgesottener Sünder, dem nicht leicht beizukommen ist. Salvandy beweist uns dies Mal, daß das 18. Jahrhundert mit seiner philosophischen Freigeisterei und seiner Verachtung der religiösen Schranken zu allen Verirrungen der Revolution bis auf heute geführt haben soll. Die Herren haben blos ein neues Thema für ihre Dissertationen gewählt — früher waren es Ludwig XV. und seine Schandwirtschaft, jetzt sind es die Philosophen, die das Unheil über die Welt gebracht haben. Es läßt sich so und so viel Geistreiches sagen, wenn man eben geistreich ist wie Salvandy, aber die Wahrheit gewinnt wenig dabei. Eine Hauptsache übersehen alle modernen Convertiten — die nämlich, daß trotz ihres guten Willens und ihrer heiligen Bemühung — ihnen denn doch die rechte Weise fehle. Sie gehen von der Politik aus, die einen von der Februarrevolution, die andern speciell vom 2. December. Die Religion soll ihnen als politischer Hebel dienen nach rückwärts, wie der Atheismus sie nach vorwärts bringen sollte. Wie will man aber der Gesellschaft den innern Glauben beibringen, wo es sich bei den neuen Priestern nur um äußerliche Motive handelt. Sie übersehen den ganzen Proceß, der in der modernen Anschauung seit Luther vor sich gegangen ist, und sie begreifen nicht, daß sie dieselben Kräfte anwenden, an deren Festhalten das Papstthum und der Katholicismus zu Grunde gegangen ist. Sie fühlen nicht, daß ihre Beredsamkeit rein verschwendet ist, denn die große Menge versteht diese subtilen Spitzfindigkeiten nicht, sie versteht wol die menschliche Sittlichkeit, wie sie die moderne Aufklärung des neuen Christenthums aufsaßt, aber nicht die scholastische Discussion des Herrn Villemain und Consorten. Das gebildete Publicum aber sieht die politische Fucelle an dieser salbungsvollen Befehrung und kein Mensch wird dabei getäuscht. Als ich Salvandys Rede gelesen, fiel mir folgende Anekdote ein, die mir sehr bezeichnend für die ultramontane Bergpredigt scheint. Ein Mann, von dem bekannt war, daß er sich einen großen Theil seines Vermögens durch das Glück der Karten erworben, verfiel in eine schwere Krankheit und ließ sich den Beichtwater holen. Dieser

sprach dem Patienten Trost zu und drang auf reuige Beteuerung. Ein Theil des schlecht erworbenen Gutes sollte als Buße den Hospitälern und einem Kloster zufallen. „Cachez vos cartes mon père!“ rief der Spieler aus: „je vois votre jeu.“

W o c h e n b e r i c h t .

Emendationen zu den Werken Heinrichs v. Kleists. 2.

— Die Familie Schrockenstein war gleich in der ersten Ausgabe ungleich besser gerathen. Nur einen, aber einen sehr argen Fehler haben wir hier zu bessern.

S. 32, Z. 2 v. u. überreicht Agnes ihrem Geliebten einen sehr sorgsam gewundenen Blumenkranz mit den Worten:

Der Kranz ist ein vollendet Weib.

Das kann unter Umständen sehr poetisch sein, an dieser Stelle und aus dem Munde der Agnes ist es sinnlos. Es heißt natürlich:

Der Kranz ist ein vollendet Werk.

(Vgl. Weib und Werk mit Pfeil und Blick.)

S. 35, Z. 13 ist: Ich will es heut' noch — statt heute zu lesen.

In der Hochzeit des Amphitryon lesen wir S. 265, Z. 12:

Den Mann vielmehr beneid' ich, dem ein Freund

Den Sold der Ehe vorschleift: alt wird er

Und lebt das Leben aller ihrer Kinder.

— aller guten Kinder — heißt es natürlich.

S. 276, Z. 7 v. u. lies Entgeisterung statt des auch metrisch unmöglichen Entgeisterung.

S. 290 hatte Jupiter, in der Gestalt des Amphitryon, die Seligkeit des einen mit Alkmene verlebten Tages gepriesen und geschlossen, er wollte das Andenken des einen Tages nicht gegen das unsterbliche Leben eines Gottes vertauschen, worauf Alkmene erwidert Z. 15:

Und ich, zehn Todten reicht' ich meine Brust!

Wunderlich, wie der Gedanke und Ausdruck ist, muß es doch heißen:

Zehn Toden reicht' ich meine Brust.

S. 295, Z. 11 ist:

Ich brauche Züge nur, um ihn zu denken —

statt nun zu lesen.

S. 321, Z. 8 lies:

Das andre Ich, des andern Ihr Bedienter —

statt: das andre Ihr Bedienter.

S. 327, Z. 3:

Läß' ich mit Blitzen in Nacht Geschriebenes —

ist die ausgefallen.

Penthesilea S. 238, Z. 3 v. u.:

Und stünd's mit Blitzen in die Nacht geschrieben.

Im zerbrochenen Krug II. S. 68, Z. 4 v. u.:

Ich sprech' ein Gott sei bei uns und drehe —

Grenzboten. III. 1854.